7 Fragen an Christian Helmle, Neumitglied der SWB-Ortsgruppe Bern

«Als Fotograf bin ich auch eine Art Geschichtsschreiber.»

Giesserei-Arbeiter in der Selve-Fabrik in Thun (1992). Foto: Christian Helmle.

Christian Helmle ist Fotograf. Er lebt und arbeitet in Thun.

Sie haben das Industrieareal Selve in Thun, auf dem bis 1993 produziert wurde, über gut vier Jahrzehnte fotografisch begleitet. Was faszinierte Sie an diesem Ort über einen so langen Zeitraum?

Es begann als Gymnasiast mit Ferienjobs in der Metallfabrik Selve, die unmittelbar neben dem Stadtzentrum von Thun an der Aare lag. Vor der Giesserei auf der Strasse wurden jeweils frisch gewalzte Metallplatten zum Auskühlen ausgelegt, noch glühend und seltsam riechend. Die Fabrikatmosphäre mit den grossen Hallen und den hart arbeitenden Männern war für mich sehr anziehend, ich begann dort zu fotografieren. Anfangs der 1990er Jahre wurde die Selve geschlossen. Es siedelten sich Künstler und Kleingewerbler an. Zunächst war das unstrukturiert und «undergroundig», in Musiker-Übungsräumen fanden illegale Parties statt. Das war eine bewegte Zeit, die ich dokumentieren wollte. Es wurden Bars und Clubs eröffnet, die im Zug der Technobewegung viel Volk aus der ganzen Schweiz anzogen. Der Abbruch der meisten Bauten 2010 war traurig, aber auch spannend. Bei der Entstehung des neuen Quartiers wurde allerdings eine Chance vertan: Statt mit einer Durchmischung von alt und neu Urbanität zu ermöglichen, wurde eine 08.15-Wohn- und Schlafstadt geschaffen.

Aus der Publikation «Thunersee»: Der Thunersee mit dem Schatten des Niesen. Foto: Christian Helmle.

Auch bei Ihrer Publikation über den Thunersee bewiesen Sie einen langen Atem. Wie gingen Sie in diesem Projekt vor?

Die Landschaft des Thunersees hatte mich schon seit langem in ihren Bann gezogen. Als ich beschloss, das Thema in ein Buch zu fassen, wurde die Arbeit für etwa drei Jahre intensiver. Ich hatte Regeln wie: «Die zum grossen Teil zivilisierte Gegend behandeln, als ob sie eine Urlandschaft wäre» oder: «Keine Sonnenuntergänge und Luftaufnahmen». Obwohl ich die Gegend wie meine Hosentasche zu kennen glaubte, stellte ich fest, dass es noch viel zu entdecken gab. Neben den bekannten ikonischen Bildern suchte ich auch Orte, die unbekannte Sichten eröffneten. Oft ging ich zuerst auf Erkundung von guten Aufnahmewinkeln und erst später, wenn das Licht und die Wettersituation stimmten, fotografieren. Es war sehr hilfreich, mögliche Aufnahmeorte vorher recherchiert zu haben. Für eine Aufnahme vom Därliggrat aus, von wo aus der See an einen Fjord erinnert, suchte ich in den Felsen eine Stelle, bei der keine Bäume die Sicht behinderten. Es wurde mir klar, dass das optimale Bild an einem Spätnachmittag bei Gegenlicht und etwas Bewölkung entstehen musste. Natürlich hat man an guten Tagen auch ganz einfach Glück, wenn Standort und Stimmung zusammenpassen.

Wie schätzen Sie den Faktor Zeit für Ihre Arbeit generell ein?

Beim Arbeiten vor Ort bin ich eher der schnelle Typ. Aber ich habe gelernt, mir für die Projekte Zeit zu nehmen. Es braucht die Beharrlichkeit, an einem Thema zu bleiben. So können sich Dinge entwickeln und verdichten. Nach einer gewissen Zeit – das können Jahre sein – spüre ich, dass es Zeit ist, einen Zyklus abzuschliessen und nach aussen zu treten, mit einer Ausstellung, mit einer Buchpublikation.

Sie sagen, noch vor dem Sehen komme das Aufspüren von Situationen. Wie meinen Sie das?

Das kann das klassische Recherchieren von in Frage kommenden Objekten sein. Bei den «Weissen Elefanten», einer Serie über Bauten in Mitteleuropa, die nicht funktionieren wie geplant, hatte ich Informationen aus der Presse, von Bekannten, aus dem Internet. Als ich zu diesen Orten reiste, fand ich dann, weil aufs Thema sensibilisiert, per Zufall zusätzliche Bilder.

Aus der Publikation «Weisse Elefanten»: Der kaum genutzte Hafen an der Saône im Burgund. Foto: Christian Helmle.

In der Reportagefotografie scheint mir das Vorausahnen einer Situation wichtig. Hier wähle ich den Aufnahmeort und warte auf die Interaktionen von Menschen, die das Bild erst entstehen lassen.

Anlässlich des 150. Geburtstages von Ferdinand Hodler erhielten Sie den Auftrag, auf den Spuren des Künstlers Landschaften zu fotografieren, die dieser gemalt hat. Was brachte Sie dabei besonders zum Staunen?

Es ging darum, die Umstände, unter denen das Hodler-Bild entstanden ist – den Standort des Malers also und die Jahres- und Tageszeit – möglichst genau zu treffen. Den Standort fand ich jeweils nach einiger Zeit. Hodler war in der Umrisszeichnung sehr genau; er zeichnete draussen auf eine Glasplatte. Gut zu wissen war, dass sich der etwas korpulente Hodler mit seiner Staffelei nie weit weg bewegte von einer Bahnstation, einem Hotel oder einer mit der Kutsche erreichbaren Stelle. Schwierig war das Nachvollziehen der Tageszeit: Oft setzte Hodler im Atelier aus verschiedenen Momentaufnahmen, die er draussen skizziert hatte, ein Bild zusammen.

Hodler entwickelte seine Malerei stetig weiter. Anfänglich arbeitete er gegenständlich, später wurde er in der Farbgebung freier. Seine symmetrischen Wolkendarstellungen sind fotografisch schlicht nicht zu machen. Was auf seinen Bildern auch auffällt: Vor über 100 Jahren gab es in den Alpen viel mehr Weiden, die heute von Wald bedeckt sind.

Viele Ihrer Arbeiten entstehen in der Region. Immer wieder aber zieht es Sie nach Ägypten. Weshalb?

In den 1980er Jahren kauften ein Freund und ich in Kairo eine Feluke, mit der wir tausend Kilometer nilaufwärts nach Assuan segelten. Das war eine wunderbare und nachhaltige Erfahrung. Das Interesse für die ägyptische Kultur und das mythische Altägypten erwachten in mir. Später war ich ein halbes Jahr als Artist in Residence in Kairo und arbeitete unter anderem an einer Serie über den Alltags-Islam. Danach reiste ich immer wieder nach Ägypten – ich gehe gerne mehrmals zurück an einen Ort und verfolge die Entwicklung des Landes über die Jahrzehnte hinweg. Ich liebe das Land und die Leute, das ist wohl eine alte Sehnsucht.

Sufi-Tänzer am religiösen Moulid-Fest in Kairo.
Foto: Christian Helmle.

Aus der Serie «Mensch und Bau»: Übergang vom Bahnhof Zürich zur Europaallee.
Foto: Christian Helmle.

Welche Themen beschäftigen Sie aktuell?

Der Wandel meiner unmittelbaren Umgebung und dessen visuelle Auswirkung haben mich schon immer interessiert. So versuche ich, «verschwindende Orte» fotografisch festzuhalten. Als Fotograf bin ich auch eine Art Geschichtsschreiber.
Ein weiteres Thema sind die «Bauten der Moderne» aus dem Zeitraum von den 1920er bis in die 1970er Jahre. Dabei entscheide ich mich jeweils für eine repräsentative Aussenansicht.
Seit einiger Zeit beschäftigt mich, wie sich die Menschen in dieser Umgebung bewegen. Oft war bei den «Bauten der Moderne» nicht gerade viel los, also löste ich mich von meiner konzeptuellen Fessel und erlaube mir nun, auch zeitgenössische Architektur als Hintergrund mit einzubeziehen. Es ist der Versuch, Reportage- und Architekturfotografie miteinander zu verbinden.

Fragenbogen: Monika Imboden

Aus der Serie «Bauten der Moderne»: Das Shellhaus (1932) von Emil Fahrenkamp in Berlin.
Foto: Christian Helmle.